Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 2. Bromberg, den 4. Januar. 1934

Winke, bunter Wimpel . . !

Eine Fischergeschichte von der Kurischen Nehrung

von Alfred Karrasch.

(27. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ich habe alles vergessen. Ich bekenne tief. Verzeiht mir. Ich bin ein Verfluchter, denn auch dich, Dow, hab' ich vergessen können, auch dich . . .

„Christoph . . .“

Was ist das für eine ängstliche Stimme, die nach mir ruft . . . Was hab' ich getan, das macht keine Hölle und Reue mehr gut. Ich hab' euch verraten, vergessen. Was tue ich? Was kann ich tun? Ich hör' dich rufen, ich hör' das Rufen: Vater, komm... Ich seh dich ganz deutlich, Dow, da stehst du und winkst und rufst: Vater, komm...

Was soll ich tun...? Da gibt es doch nur eins: Ich muß in die Heimat fahren . . .

Wie ein Strom braust es über ihn, diese Erkenntnis: ja, nun muß ich in die Heimat fahren . . . Ja, nun will ich büßen, mich demütigen, alles, alles, wie ein herrlicher und heißer Strom spült es um mich. Nun erkenn' ich alles wieder, es liegt im Licht, wartet und ruft, und liegt im Glanz meiner Seligkeit und im Licht... Ja, ich hör'... Ich hör' ja . . . Nun werde ich in die Heimat fahren . . .

Nach Haus. Nach Haus. Das Bild der Heimat ist in ihm aufgebrochen. Er ist wie im Taumel. Die Welle ist gekommen, sie hat ihn genommen. Mit Erschütterung und Qual und Jauchzen verspürt er, wie sie ihn nimmt und hebt.

Wo bin ich hier? Was ist das alles? Licht?...? Musik...? Unten tanzt ein Nigger... Was brüllen die Menschen, ich muß nach Haus . . .

„Christoph...“ weint das Mädchen. Was will das Mädchen, wer ist das...?

„Jaja...“ lächelt der Riese, „nun brauchst nicht weinen... nun fahr' ich nach Haus . . .“

Er geht wie im Traum. Er fiebert... Wohin...? Zum Hafen . . . zum Schiff . . . Geld hab' ich ja gespart, jetzt nur nach Haus, nur nach Haus . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Wartest du immer noch auf den Vater, Dow?
Wir wissen, daß du wartest.
Nun warte noch etwas.
Denn jetzt . . . k o m m t der Vater . . .!

Wohnung. Geld. Kassette. Taumel. Nur nach Haus. Nur nach Haus.

Was jetzt? Richtig, ja, nachfragen, ob ein Schiff fährt, wann ein Schiff fährt.

Ein Schiff muß fahren, gleich. Es muß. Ich will ja nach Haus.

Er steht auf der Straße. Wohin . . .? Richtig, Ruhe, Ruhe, ich muß mich besinnen... Richtig, zu einem Schiffsfahrtsbureau. Dort drüben. Licht ist noch im Fenster. Licht? Es ist doch Nacht. Geht etwa ein Schiff . . .? Ein Schiff muß gehen, muß gehen... Er jagt über die Straße . . .

Er reißt die Türe auf. Er tritt an den Ladentisch: „Geht heute noch ein Schiff nach Europa...?“

Der Verkäufer weicht vor dem Verstörten etwas zurück: „Ja, die „Kronprinzessin Cäcilie“.“

„Ein schnelles Schiff...?“

„Glaube wohl...“ gibt der Verkäufer zur Antwort und taxiert im Sprechen den Christup, der hat etwas auf dem Gewissen, wie einer, der einen Mord begangen hat, sieht der aus. Oder was kann der haben . . .? „Die „Kronprinzessin Cäcilie“ wird einen Rekordversuch machen. Sie fährt um das „Blaue Band“.“

„Abfahrt wann...?“ fragt Christup und fängt schon an, hastig sein Geld aufzuzählen . . .

„Wollen Sie mit?“

„Ja.“

Der Verkäufer wendet sich um, sieht nach einer Uhr, die dort hängt. Die Uhr tickt. Christup hört das Ticken. Der Verkäufer hebt die Schultern: „Ich glaube nicht, daß Sie das Schiff noch erreichen werden. Es ist zehn Uhr. Um ein halb elf Uhr wirft das Schiff ab. Es ist weit bis zum Pier . . .“

„Weiß ich doch . . . weiß ich doch . . . Rasch eine Karte.“

Der Verkäufer wird eilig. Er wirft den Block mit den Karten vor sich auf den Tisch. Er löst eine Karte, fängt an, einzutragen: „Name . . .“

„Christoph Peleikis . . .“

„Bis Bremen . . .?“

„Ja . . .“

So. Der Stift des Verkäufers jagt übers Papier. Was mag der Mann haben, das ihn so treibt... Der Verkäufer sieht mal so im Schreiben auf: „Fahren wohl zu einem Schwerkranken nach Deutschland...? Wollen sich eilen . . . also nach Bremen...! — ihn noch am Leben zu treffen... So, bitte sehr...“ Das ist das letzte Ergebnis seiner Eintaxierung des Christup.

Was — —? Einen Augenblick starrt der Christup den Sprecher an. Dann jagt er hinaus.

Jetzt zum Pier. Ich bekomme das Schiff. Der Christup läuft. Was hat er gesagt: Ich fahre zu einem Schwerkranken, ob der — noch — am Leben — ist... Wer? Marucke? Dow? Er muß stehen bleiben. Dann treibt es ihn weiter. Er läuft. Er wird sich plötzlich bewußt, daß er wie ein Betrunkener im Zickzack über die Straße taumelt. Ein Wagen kommt ihm entgegen. Er ruft ihn an: „Kutscher, zum Pier...! Zum Pier von den deutschen Schiffen, schneller doch, schneller...!“ Der Christup steht im Wagen, treibt den Kutscher an: Schneller doch, schneller . . .! Es wirbelt in ihm . . das Mädchen im „Blauen Hai“... hier stehe ich, verrückt, verrückt, die Kassette unter dem Arm, schneller doch, das ist eine Ausfahrt. Schneller doch, so lange Zeit habe ich gehabt, nun jagt es mich, wie ein Verbrecher, der flüchtig ist, bin ich... Schneller doch, Aber macht nichts... jetzt durchfließt ihn wieder der heiße Strom, macht nichts, denn jetzt ist es doch soweit, nun fahre ich in die Heimat.

Da... da... schneller doch...! Die Sirene heult schon.

Der Wagen rattert durch dunkle Hafenstraßen. Abschiednehmen. Lebt wohl. nun geht es nach Haus.

Wie weit noch? Der Kutscher haut auf den Gaul.

Da . . . da . . . ist das Schiff. Schneller, sie werfen schon ab, rascher, Mann . . .

Richtig, es werden schon die Trossen gelöst. Halt, halt . . .! Noch ein Passagier . . .!

Der Christup jagt die Treppe hinauf. Er ist an Bord. Es tanzt um ihn. Er keucht. Was ist das . . .? Musik . . .? Die Trossen sind abgeworfen. Er hört es nicht und hört doch das Klatschen, mit dem sie ins Wasser schlagen. Die Sirene heult wieder. Richtig, da sind auch Menschen, die rufen und winken. Und wieder bin ich einsam, denkt Christup. Das . . . das ging noch grade, so steht Christup an der Reling und keucht.

Sein Herz schlägt schwer, aber er fühlt, wie langsam die Ruhe seines Blutes zurückkommt. Er besinnt sich in alles zurück. Horch, die Musik spielt. Die Schraube schlägt an. Wir gleiten vom Ufer zurück. Wir gleiten zurück, es ist unabwendlich, das Ufer bleibt da . . ., Wie anders habe ich mir diese Ausfahrt gedacht. Als Flüchtling bin ich aus der Heimat gegangen. Wie ein Flüchtling kehre ich wieder, bei Nacht und Nebel, in sie zurück. Aber das macht nichts . . . unabwendlich, nun ist es soweit, das Ufer bleibt zurück, und wir fahren. Ja, jetzt beginnt die Schraube lauter zu schlagen. Sie schlägt, sie stößt, wie das dröhnt.

Wir gleiten, wir fahren. Nun ist es ganz unabwendbar, die Schraube schlägt, und wir fahren . . .

Nochmals Signal. Die Schraube schlägt. Das Schiff zittert auf.

Und nochmals ein lautes, langes Signal. Der Christup steht auf zu dem Messingrohr der Sirene, aus dem sich fauchend die mächtige Dampfsäule wirft. Er verkrampft die Fäuste über der Reling und beißt die Zähne zusammen und sieht hoch in das weiße, dröhnende Fauchen und hört, wie der mächtige Ruf in ungeduldigem Suchen durch die hallende Nacht dem Schiffe vorausläuft . . .

Signal und nochmals Signal . . .

Ja, und — hörst du das, Dow . . .? Nun ist es ganz gewiß, ganz gewiß, daß ich, Dowchen, zu dir nach Hause komme . . .

Die „Kronprinzessin Cäcilie“ fährt um das „Blaue Band“. Sie hat das „Blaue Band“ für die Fahrt von Ost nach West. Sie will es sich jetzt, auf dieser Fahrt für den Weg von West nach Ost holen.

Vier Tage und Nächte läuft sie auf einer glatten See. Das wird deshalb eine Rekordfahrt. Das „Blaue Band“ scheint dem Schiffe schon sicher. Wie ein einziges großes Fest ist das auf dem Schiff.

Alle drei Stunden werden die letzten Messungen und Berechnungen über die Geschwindigkeit an der Brücke angeschlagen. Die Offiziere stehen dabei und geben lächelnd Auskunft auf alle Fragen.

Jawohl, es ist bis dahin eine ausgesprochene Rekordfahrt. Jawohl, aber natürlich, das Wetter ist uns auch besonders günstig gewesen. Jawohl, wenn das Wetter uns noch etwas treu bleibt, also dann ist kein Zweifel, wir schaffen das „Blaue Band“.

Das „Blaue Band“ . . . das „Blaue Band“ . . . Die Musik spielt . . . Immer ist einer da, der einen Tusch spielen läßt, für die wackeren Offiziere und für die prächtige Mannschaft . . . Und nochmals einen Tusch auf das Schiff. Und nochmals einen Tusch auf das „Blaue Band“.

Es ist ein Taumel der Begeisterung und der Freude. Das Wetter ist schön, die Sonne strahlt oder es sind linde und herrliche Nächte. An Deck tanzen die Passagiere . . . „Kapelle, noch einen Tusch für das herrliche Schiff . . .“ „Wie ist das, Herr Offizier, schaffen wir es, das „Blaue Band“?“ „Ja, wir schaffen es.“ „Kapelle, noch einen Tusch.“ Das Schiff jagt und die Maschinen stampfen. Die Schraube schlägt, und das Bugwasser gischtet auf und zerbricht und zerreißt in gläsernem Krachen. Die Schraube schlägt und stößt, weiter, weiter . . . Das Schiff jagt. Vivat . . . Das Schiff soll leben, wir schaffen das „Blaue Band“ . . .

Vier Tage und vier Nächte ist das so gegangen. In diesem Tumult des Frohsinns, der Begeisterung. Und vier Tage und vier Nächte, kaum ein paar Stunden eines wirren, unruhigen Schlafs, ist der Christup in der Wonne und Qual seiner Gedanken herumgegangen. Deckauf und deckab, ruhelos, ruhelos . . .

Ob sie mir werden verzeihen können? Ich bin ein Verfluchter, sie werden mir niemals verzeihen können.

Was werde ich tun können, um vor euch zu büßen. Was kann ich schon tun. Ich bin stark, ja, ich bin immer noch stark, deshalb kann ich vor euch knien und kann mich demütigen vor euch und euch anbetteln, daß ihr mir wieder verzeiht. Ich kann arbeiten für euch, arbeiten, was kann ich noch tun . . .? Sag's mir doch einer, was kann ich noch tun, das ist eine Qual, was kann ich tun, daß ihr mir verzeiht.

Deckauf und deckab, immer gejagt von seinen Gedanken. Horch, wie die Schraube schlägt, Tag und Nacht, Tag und Nacht, treu, treu . . . Nun ist es unabwendbar, nun fahr' ich nach Haus . . . Nach Haus . . . laß mich doch einmal denken, wie das wieder alles sein wird, zu Haus . . . Die Marucke wird da sein, und alles wird wie in der Brautzeit zwischen uns sein . . . Und der Dow, ja, und du wirst da sein . . . Und das Dorf, und das Boot, und der Mik, und alles, alles, das alles, was Heimat ist, das Zuhaus . . . Das alles, wie ein Fülle wird das um mich sein . . .

Wie die Schraube schlägt, treu, treu . . . Wie wird es sein, wie wird es schon sein . . . Ich werde knien vor Marucke, und kaum werde ich knien, wird sie sagen: „Ist ja gut, Christupchen, ist ja gut, nun bist du ja wieder da, ist ja gut, Christupchen“, denn so . . . ja, so ist Marucke . . . Und der Junge — — Dann springt ihn plötzlich wieder die würgende Angst an: Jahre war ich ja fort, nun fahre ich nach Haus, hab' das so in meinen Gedanken, als wenn das da noch alles so wäre . . . Was ist, wenn dort — nicht alles so ist . . . Das ist eine Qual, ich kann das nicht denken. Aber die Qual muß ja sein, ich muß büßen für das, was ich begangen habe . . .

Ruhelos, ruhelos wandert der Christup über das Schiff. Rekordfahrt. Was heißt Rekordfahrt. So fahrt doch, so fahrt doch, ich muß doch nach Haus. Ich zittere vor dem, was ich dort finden könnte, und es jagt mich, so fahrt doch, ich muß doch nach Haus.

Was Rekordfahrt. Was „Blaues Band“. So fahrt doch. So macht doch. Ich bettle euch an. So fahrt doch, in Dreiteufelsnamen . . .!

*

Vier Tage und vier Nächte ist die „Kronprinzessin Cäcilie“ über den Ozean gejagt. Und wir schaffen das „Blaue Band“. Und die Faust auf den Tisch, wir schaffen das „Blaue Band“. Vivat und Tusch dem wackeren Schiff. Das wird mal eine Rekordfahrt.

Am fünften Tag wird das Licht grau. Böen heulen über das Wasser. Der Wind versteift sich zum Sturm. Dumm das, Pech das, der Sturm kommt auch noch grade dem Schiff in die Zähne.

Soll alles umsonst gewesen sein? Was für Fahrt? Die Offiziere machen die Anschläge.

„Hallo, Herr Offizier, was für Fahrt?“

Der Offizier lächelt verbindlich: „Oh, wir machen immer noch gute Fahrt. Zwar nicht mehr so schnell, aber immer noch . . .“

Der Sturm wird stärker und . . . das ist doch . . . er steht, wie seit seiner ersten Stunde, immer dem Schiff in die Zähne.

In ihren Kojen liegen die Seekranken. Was Seekranke, wer sich noch hält, ist an Bord, wartet auf Nachricht von der Geschwindigkeit des Schiffes. Die fieberhafte Erwartung ist nun ungeheuer. Von zwei Stunden zu zwei Stunden werden jetzt neue Nachrichten ausgegeben.

„Wie steht's jetzt, Herr Offizier?“

„Tja . . . wir haben ja zuzusetzen, aber der Sturm . . . Noch laufen wir gut. Auch die Heizer halten sich brav. Sportgeist unter den Leuten. Wie die Teufel sind sie am Heizen . . .“

„Vivat! Ein Hoch den Heizern! Denn das ist ein Höllendienst! Musik . . .! Einen Tusch für unsre wackeren Heizer . . . Und noch einen Tusch . . . und wir schaffen es dennoch, wir schaffen das „Blaue Band“ . . .“

Christup, der ruhelose Riese, wandert über das Deck. Das ist eine Wonne und eine Hölle in meiner Brust. So fahrt doch zu, in Dreiteufelsnamen . . .!

Noch eine Nacht. Nur noch zwei Tage, dann sind wir da. Mit dem „Blauen Band“? Immer noch brüllender Sturm auch an diesem Morgen. Die See metallisch blank. Welche Fahrt macht das Schiff . . .?

Vor der Brücke drängen sich die Passagiere. Gleich ist es wieder soweit. Ein Offizier wird kommen, den Anschlag machen. Dort kommt der Offizier.

Der Offizier macht den Anschlag. Sie lesen, das Fragen beginnt: „Nur noch zwei Tage. Sie müssen es schon übersehen können. Schaffen wir das „Blaue Band“ oder nicht?“

Der Offizier antwortete nicht gleich. Er hebt dann die Schultern: „Wir hatten ja zuzugeben. Aber wir haben nun genug zugegeben. Das Schiff macht immer noch gute Fahrt. Es ist ein wackeres Schiff. Aber nun kommt etwas andres . . . die Heizer sind völlig erschöpft. Kein Wunder. Tage und Nächte in dieser Hölle . . .“

„Also, Herr Offizier . . .?“

„Also . . .“ hebt der wieder die Schultern.

Also, das ist ein Jammer, es ist alles vergebens gewesen. Wir hatten fast schon das „Blaue Band“, noch zwei Tage, nicht einmal zwei Tage . . . Und nun ist alles, alles, das ganze herrliche Rennen umsonst gewesen.

Das ist eine Nachricht. Das ist — alles umsonst, verloren das schon sichere „Blaue Band“ — das ist eine Nachricht, die geht jeden an . . . die muß jeder, der auf dem Schiffe ist, hören.

An der Brücke steht die Gruppe erregter Menschen herum. Christup, der Riese, kommt auf seiner Wanderung vorübergegangen.

„Was sagen Sie . . .?“ packt ihn ein Passagier am Arm.

Der Christup fährt auf aus seinen Gedanken: „Was —?“

„Wir schaffen es nicht —“

Der Christup sieht mit Verwunderung herunter in das erregte rote Gesicht des Passagiers . . .

„Was sagen Sie dazu, daß wir das „Blaue Band“ jetzt doch nicht schaffen . . .?“

„Ja, richtig . . . wie ein Lächeln legt es sich um den Mund des Christup, ja, richtig, sie haben es hier ja mit ihrem „Blauen Band“ . . .

„Was sagen Sie . . .“ beharrt der Herr vor ihm weiter, „was sagen Sie, wir machen weniger Fahrt . . .“

„Weniger Fahrt . . .?“ wiederholt der Christup. Er muß sich erst besinnen. Was heißt „Blaues Band“ und weniger Fahrt, ich will nur nach Haus . . .

„Wir machen weniger Fahrt, wir kommen langsamer vorwärts . . .“ fuchtelt der Herr erregt vor Christup herum.

„Langsamer — vorwärts . . .?“ Schwer, mühsam steigt etwas in Christup auf.

(Fortsetzung folgt.)

Wandermärchen.

Skizze von Annette Raybould-Freiburg.

„Mensch, wie ich hungrig bin! Und die Füße — es geht bald nicht mehr.“

„Die Stadt ist nicht weit. Ich sehe schon die Lichter.“

„Die Stadt, mein Lieber, was nützt **uns** die Stadt? Wir haben kein Geld.“

„Vierzig Pfennig. Ein Glas Bier und Brot.“ Er lachte. Der andere schaute zu ihm hinüber. Er konnte im Dunkel nur den blonden Haarschopf, die weißen Zähne und die hohe, schlanke Gestalt unterscheiden.

„Es lohnt sich wirklich nicht, mein Junge — — kalt, müde, hungrig und keine Aussicht auf etwas Besseres.“

„Mut, Kerl, Mut! Am Heiligen Abend ist alles möglich. Da gehen gute Geister um. Gleich sind wir in der Stadt.“

Zwei Wanderer, die, losgesprengt vom großen Heer der Arbeitslosen, jetzt drei Monate lang zusammen von Ort zu Ort gepilgert waren und hie und da vorübergehend Beschäftigung gefunden hatten, Kurt Hartmann, blond, frischgebackener Doktor der Philosophie, und sein Gefährte Max Reinert, kürzer und breiter von Gestalt, einige Jahre älter, Ingenieur, durch bittere Erfahrungen zum Pessimisten geworden.

„Noch eine halbe Stunde, dann sind wir mitten in der Stadt!“ Max Reinert antwortete nicht. Er war zu müde.

Bald hatten sie die Vorstadt erreicht. Villen in Gärten standen zu beiden Seiten des Weges. Zwischen den Ästen der Bäume funkelten hie und da lichte Fensterscheiben. Die Allee war finster und verlassen. Nur an einer Stelle fiel ein matter Schimmer quer darüber. Die Wanderer sahen in einem neu angelegten Garten ein hell erleuchtetes Haus. Die Fenster waren ohne Laden oder Vorhänge. Vom Gartentor konnte man in die Zimmer blicken.

„Schau Max, da steht wahrhaftig ein großer Christbaum im Saal, mit brennenden Kerzen. Ringsherum die Kinder. Ist das nicht allerliebst?“

„Sehr niedlich. Sie haben es gut, die kleinen Würmer . . .“

„Warum sollen wir es nicht auch gut haben?“

„Weil wir eben keine hübschen Babies sind, sondern ein paar Lumpenkerle, die weder Heim noch Geld noch sonst etwas besitzen.“

„Du, heut ist Weihnachten, ich wiederhole! Warum sollen wir es uns nicht gut gehen lassen?“

„Ja, wenn zu dem Zweck ein Engel vom Himmel her erscheinen würde. Tu nicht so dumm! Wir müssen schauen, daß wir uns weiter schleppen.“

„Nein, ich will da in das Haus hinein.“ Mit rascher Entschlossenheit öffnete Kurt die Gartentür und schritt dem Eingang zu. Max folgte mit einem Achselzucken. Er war die tollen Streiche seines Freundes gewohnt, und in seiner Müdigkeit schien ihm alles gleichgültig.

Kurt klingelte an der Haustür.

Sie ging weit auf. Ein junges Mädchen hatte sie geöffnet. Im weißen Kleide, mit goldblonden Haaren und blauen, glänzenden Augen stand es da wie der leibhaftige Weihnachtsengel, von dem Max gesprochen hatte.

Die zwei jungen Männer starrten die Erscheinung an. Dann erholte sich Kurt, er war nie lange verlegen, und sagte: „Gnädiges Fräulein wollen verzeihen — — Wir sind aber hungrig, und die Weihnachtsglocken werden bald läuten . . .“

„Hungrig? Und drin gibt es so viel zu essen!“

Kurt nahm eine Karte aus der Westentasche und reichte sie ihr. Sie las: Dr. phil. Kurt Hartmann.

„Und mein Freund ist Max Reinert, Ingenieur.“

Max schlug die Hacken zusammen und machte eine tiefe Verbeugung. In seinen großen, dunklen Augen standen bitteres Leid und eine grenzenlose andächtige Bewunderung. Das Mädchen wußte, wie gute, unschuldige Menschen solche Dinge instinktiv wissen, daß die zwei jungen Männer ordentliche Burschen waren, aus gutem Hause und nur durch unglückliche Verhältnisse heruntergekommen.

„Einen Augenblick.“ Sie schloß die Tür nicht ganz. Ein paar Minuten vergingen. Dann erschienen Vater, Tochter und zwei kleine Schwestern. Einen Augenblick mußten die Burschen dem forschenden Blick der scharfen, grauen Augen standhalten, dann hieß es freundlich: „Kommen Sie nur herein!“

„Und zu unserm Christbaum“, fügte Annelies hinzu, den warnenden Blick ihres Vaters absichtlich übersehend. „Vielleicht möchten Sie sich die Hände waschen. Das Badezimmer ist dort am Ende des Korridors. Auch eine Kleiderbürste werden Sie finden.“ Annelies mit dem Engelsgesicht schien sehr praktisch zu sein.

„Was denkst du, Kind?“ schalt der Vater, als die zwei Fremden verschwunden waren.

„Es ist alles in Ordnung, Väterchen“, schmeichelte der Liebling des Hauses, „das Christkind hat sie gesandt.“

Eine halbe Stunde später standen die zwei jungen Freunde unter dem Christbaum. Ihre Gesichter strahlten von Seife und innerer Genugtuung.

„Hab' ich dir nicht gesagt, daß um die Weihnachtszeit Wunder geschehen?“ hatte Kurt im Badezimmer mit seinem Kopf halb unter Wasser geflüstert.

Ja, es war wie ein Wunder. Gewirkt von einem Mädchen im weißen Kleide, einem Mädchen mit Namen Annelies. Die zwei jungen Männer fühlten sich unter diesen fremden Menschen zuhause. Als Familienmitglieder sangen sie beim Christbaum mit, saßen beim Abendmahl und gingen mit der kleinen Familienprozession in die Mitternachtsmesse. Zu guter Letzt schliefen sie unter demselben Dach wie das wundertätige Fräulein Annelies. Kurt Hartmann war außer sich vor Freude. Er konnte kaum schlafen.

„Habe ich es dir nicht gesagt, du griesgrämiger alter Pessimist?“

Max Reinert antwortete wieder nicht. Er war merkwürdig still. Aber seine dunklen Augen glühten. Sie hatten Feuer gefangen, als sie einmal unerwartet den blauen Augen Anneliesens begegneten. Ach, welch verwegene Träume und Hoffnungen stiegen in Max auf, als

er sich erinnerte, wie die schweren, weißen Augenlider sich senkten und eine zarte Röte in Stirn und Wangen stieg! Bis er sich wieder einen Tor schalt und mit müdem, bitterem Lächeln in die Wirklichkeit zurückzufinden suchte.

Zeitig am nächsten Morgen standen die zwei jungen Freunde reisefertig vor dem Hausherrn, um ihm ihre Dankbarkeit auszudrücken. Groß war ihr Erstaunen, als der kluge, etwas wortkarge Mann sie einlud, auch den zweiten Weihnachtstag in seinem Hause zu verbringen. Sein Blick ruhte dabei forschend und wohlwollend auf Max Reinert.

„Junger Mann", sagte er, „ich hatte einst einen Schulfreund, der Reinert hieß, Fritz Reinert. Von der Schule gingen wir zusammen auf die Universität. Später kam ich weit fort und habe nichts mehr von ihm gehört. Es kommt mir vor, daß Sie sein Sohn sein könnten. Ihre Augen, Ihr ganzes Wesen erinnern stark an ihn. Wenn Sie der Sohn meines Freundes sein sollten, könnte ich Sie nicht einfach so weiter ziehen lassen."

Anneliesens Augen leuchteten. Ihre Mutter neigte etwas verlegen den Kopf.

„Ich habe hier einen Brief von meinem Vater", sagte Max ganz schlicht, „er ist vor zwei Jahren gestorben."

„Er ist es! Ich kenne seine Schrift genau. Bleiben Sie nur hier, mein Freund! Bleiben Sie, bis wir Ihre Zukunft gesichert haben! Und Ihr Kamerad muß auch ein paar Tage bleiben." —

— — „Ja, ja, das ist eine schöne Geschichte. Ich bringe dich her, — — — gegen deinen Willen, du alter Grimmbär — — — ich schaffe für dich Christbaum, Essen und Bett, und jetzt sitzt du hier als Sohn des Hauses. Hast sogar das Herz des Hausengels erobert. Und ich? Was soll jetzt aus mir werden? Glaubst du etwa, daß ich nicht auch in das Mädchen verliebt bin?

„Allen Ernstes, Kurt?" Max sah seinen Freund etwas verzweifelt an.

„Nicht gar so ernst. Ich werde nicht daran sterben. Zwei so blonde Köpfe würden überhaupt nicht gut zusammen passen. Ich gönn' dir dein Glück von ganzem Herzen."

Weihnachten in Schottland.

Mc. Pherson, der Vater der Familie, betrat am Weihnachtsabend das Zimmer. Ein kümmerliches Bäumchen stand im Raum, das noch jung war, aber keine Nadeln mehr hatte.

„Laßt uns an alles Vergängliche denken," sprach Mc. Pherson, „dieses Bäumchen grämte sich so sehr, weil es aus dem heimatlichen Walde gerissen wurde, daß es die Nadeln verlor. Ich kannte einen Mann, dem die Haare ausgingen, weil er ein Sixpencestück verloren hatte. Nun aber wollen wir fröhlich sein, denn ich habe eine Überraschung für euch."

Die Kinder sehen auf. Papa ging an den Schrank, öffnete ihn und prallte zurück.

„Welch ein Unglück", rief er aus. „Kommt her und schaut." Die Kinder kamen.

Weit öffnete er die Schranktüren, nichts war darin zu sehen.

„Wir sehen nichts", sagten die Kinder.

„Das ist es eben," antwortete Mc. Pherson, „hier lag ein Schaf, hier ein Löwe und dazwischen ein Schießgewehr. Nun hat doch diese Bestie, der Löwe, das Schaf gefressen."

„Wo ist er denn?"

„Als er sah, was er angerichtet hat, hat er sich mit dem Gewehr erschossen."

„Wo ist denn aber sein Kadaver?"

„In der Hölle natürlich."

„Und das Gewehr?"

„Weißt du denn nicht, daß Schußwaffen nach solchem Gebrauch konfisziert werden?"

Die Kinder dachten nach.

„Es ist schade," sagten sie.

Dann kam Reginald, der Älteste und sprach:

„Ich habe ein Radio für dich, Papa. Aber der Empfänger fehlt. Jedoch die Wellen sind da. Wenn das Hören ohne Apparat erfunden wird, dann kannst du alle Stationen hören."

„Ich danke dir, mein Kind," sagte Mc. Pherson gerührt. Und Elinor und Roger bekräftigten, daß sie zu dem Radio das ganze Taschengeld zugelegt hätten, das Mc. Pherson ihnen zwar versprochen, aber nicht gegeben hätte.

Mc. Pherson war sehr gerührt.

Und spät am Abend sagt er zu seiner Frau:

„Am meisten habe ich mich darüber gefreut, daß unsere Kinder nicht aus der Art schlagen."



Bunte Chronik



Weihnachtssorgen der Robinson-Insel.

Der Name **Juan Fernandez** ist, seitdem der berühmte **Robinson-Roman** Defoes das Licht der Welt erblickt hat, zum Begriff geworden. Seit vielen Jahrzehnten kennt die Jugend aller Erdteile dieses entlegene Eiland im Stillen Ozean als die Insel **Robinson Crusoes**, zu dessen Geschichte bekanntlich **ein wahres Erlebnis** des englischen Matrosen **Selkirk** den Vorwurf geliefert hat, jenes Matrosen Selkirk, der von seinem Kapitän wegen Ungehorsams auf der Insel Juan Fernandez ausgesetzt worden war und dort vier Jahre in völliger Einsamkeit und unter den primitivsten Lebensbedingungen verbracht hat.

Auch heute noch wird die idyllische Ruhe der Insel und ihrer jetzt 67 Bewohner nur in den seltensten Fällen gestört. Ein einziges Mal treten sie im Verlaufe eines Jahres mit der übrigen Welt in Verbindung: nämlich zu **Weihnachten**, wenn das **alljährlich erscheinende Touristenschiff** an der Küste von Juan Fernandez vor Anker geht und die Besucher aus England und dem am nächsten gelegenen Chile das Land betreten. Einige Tage lang herrscht dann auf der Insel Hochkonjunktur: die Passagiere des englischen Touristenschiffs werden zur „Höhle Robinsons" und den anderen Stellen geführt, die in Defoes Roman verewigt sind. Die Feinschmecker können sich an den vorzüglichen Krebsen der Insel ergötzen, und die Liebhaber von Andenken decken sich mit Spazierstöcken aus Skonta-Holz ein. Die besten Geschäfte macht jedoch die Post: der Erlös aus den Briefmarken, die von den Postkarten- und Briefschreibern gekauft werden, genügt, um die Verwaltungskosten der Insel für ein ganzes Jahr zu decken, während die Bewohner von den Führungsgeldern bis zum nächsten Jahr ihre bescheidenen Bedürfnisse bestreiten können.

Die 67 Insulaner waren daher nicht wenig bestürzt, als sie vor kurzem erfuhren, **daß das Touristenschiff in diesem Jahr ausbleiben würde**, weil sich keine Passagiere gefunden hätten, die sich diese lange und kostspielige Reise leisten könnten. Die Leute von Juan Fernandez haben sich nun an die englische Öffentlichkeit mit der Bitte gewandt, sie in möglichst großer Zahl zu besuchen, damit das Schiff, **ihre einzige Einnahmequelle**, doch noch abfahren könne. Ihr Wunsch wird allerdings kaum noch erfüllt werden können. Man ist eben auch auf der Insel Robinsons heutzutage vor der Krise nicht mehr sicher . . .



Lustige Ecke



Ausweg.

„Bettys Bräutigam ist wegen Verschwendungssucht entmündigt — er hat dem Chauffeur tausend Mark im Monat gezahlt."

„Und was macht Betty?"

„Hat die Verlobung gelöst und will den Chauffeur heiraten."

Optik.

„Wie entstehen Regenbogenfarben?"

„Das will ich Ihnen sagen: Stecken Sie sich einen Liebesbrief in die Tasche, dann kommen Sie um drei Uhr nachts nach Hause und erzählen Ihrer Frau, Sie hätten so lange gearbeitet."

Verantwortlicher Redakteur: **Marjan Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg